

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-65949](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-65949)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 7. December 1847.

N^o 98.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

„Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die Zeit der Schwerennoth!“

in welcher eigentlich kein Mensch Geld hat. Es haben zwar viele sogenannte Menschen viel Geld, um so mehr, je weniger die meisten haben, aber erstere, die Kapitalisten, die Rentiers und Geld-Aristokraten, werden nur höchst irrthümlicher und verleumderischer Weise zu der gewöhnlichen Menschengattung gerechnet, sie bilden eine über das gemeine Menschliche weit erhabene, dem Himmel viel nähere Klasse höherer Wesen. Was man in der Zoologie Mensch (*animal homo*) nennt, zerfällt nicht mehr in Racen, Völker und Stände, sondern in zwei wesentlich verschiedene Gattungen: 1) in Menschen, die Geld haben (*homo capitalis*), und 2) in Menschen, die kein Geld haben (*animal homo*). Der Unterschied zwischen diesen beiden Gattungen ist größer, als der zwischen Schaaf und Wolf, Hund und Kage, Taube und Stofvogel. Man denke sich den Kapitalisten im seidenen Schlafrock, auf weichen Sammetsofa's, auf feinen Teppichen, in Salons, tapeziert mit Sammettapeten und Goldleisten, kostbare Delgemälde an den Wänden, Statuen in den Ecken, mit goldenen und silbernen Instrumenten die feinsten Speisen überreichlich genießend; aus geschliffenen Spitzgläsern schäumt ihm der Champagner entgegen, für ihn baut die Havannah wirklich ihre Cigarrenblätter, und das Brot ist ihm niemals theuer, denn er ißt keins, höchstens als Deckerbissen zum schweren, wuchtigen Braten; auf den Zug der perlenden Klingel erscheint das gehorsamste livreefarbige Ungethüm und läßt die weiche Equipage vorsehen, ihn zu schwelgerischen Dinners, tanzenden Thees, zu gefälligen schönen Damen, in Theater und Concerte im Fluge muthiger Kasse zu tragen. — Seht diesen Kapitalisten und dagegen das gemeine Menschenthier!

Physischer Hunger und geistige Dede grinz aus seiner Physiognomie und aus dem geklickten Aermel, ihn umschreien in düsterer, schmutziger Wohnung hungrige Kinder und wüthende Gläubiger, die Suppe ist dünn zu Mittag, das Pfund Fleisch muß an festlichen Tagen in 6–8 Theile zerlegt werden, und die Schüssel voll Kartoffeln ist eher weggepugt, als der Hunger schweigt, er darf kaum aufathmen, so anhaltend muß er arbeiten und sich hegen lassen und auch die mühseligste, unwillkommenste Arbeit freudig begrüßen, denn wie Viele haben gar keine Arbeit! Und so weiter! Bei diesen und tausend andern Unterschieden soll der Kapital- und Arbeitsmensch zu ein und derselben Gattung gehören? — Schreckliche Ironie! — Bessere haben nie Geld, denn ihre Einnahmen werden nie warm bei ihnen und gehen in rasender Hezjagd nur als Gesandte der Kapitalisten durch ihre schmutzigen, magern Hände, um reicher zurückzukehren in ihre Kapitalisten-Heimath. Das Bezahlen im kleinen Verkehr ist bald nicht mehr Mode. Auf persönliche, moralische und wirkliche Pfandwerthe borgt der Wucherer nur zu 50–70 Procent, und das höhere Wesen des Kapitalisten gar nichts, er behält's lieber im Kasten. Alte Leute versichern ohne Ausnahme, daß es in der Geldklemme während dieses ganzen Jahrhunderts noch nie so schwerenothsarg gewesen. Wir wollen wünschen, daß jetzt die Noth am größten, denn da ist ja die Hülfe am nächsten.

Volksv.

Aus dem Briefe eines Proletariers aus Süddeutschland.

. . . Dein Rath, mir die amerikanischen Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, ist zwar recht brüderlich und gut gemeint; allein ich kann unmöglich einen Plan aufgeben, den ich schon Jahre lang verfolgte,



und von dessen Ausführung ich ein Resultat erwarte, das mich ruhig in die Zukunft blicken läßt, die in Deutschland für den Proletarier immer düsterer wird. Die letzte Noth ist ein schlagender Beweis für diesen Satz, und die Wunden, die sie gerissen, werden noch lange nicht vernarben; Viele haben sich daran verblutet. Laß noch ein einziges Mißjahr kommen, und Du wirst sehen, zu welchem furchtbaren Grad das Elend steigen wird. Die Herrschaft des Kapitals nimmt immer mehr überhand und wird nach und nach den besten Stand — den Mittelstand — ganz und gar verdriegen und zerdrücken. Wer diesem ausweichen will, kehrt seinem lieben aber unglücklichen Vaterland den Rücken und sucht in dem glücklichen Amerika eine neue Heimath, wo er nicht nur durch Fleiß und Sparsamkeit sich Eigenthum erwerben kann, sondern auch alle Menschenrechte genießt, die ihm im alten Vaterland widerrechtlich vorenthalten werden. — Widerlege mir, wenn Du kannst, diesen Glauben, nenne mir Beispiele, die das Gegentheil beweisen, und ich befolge gern Deinen Rath und bleibe. In den beiden Hessen z. B. darfst Du nicht darnach suchen; dort steigt die Armuth und die Noth von Jahr zu Jahr, und auf welche beispiellos schlechte Art die Gerechtigkeit dabei gehandhabt wird, zeigt der Justizmord von Weidig, und neuerdings die Geschichte mit dem Grafen von Görlich, gegen den die sprechendsten Beweise seiner Schuld an dem schrecklichen Ende seiner unglücklichen Frau vorliegen, und dennoch hat das Hofgericht zu Darmstadt eine Anklage gegen den Grafen zurückgewiesen. Einem andern, als einem Grafen, würde man längst den Prozeß gemacht haben. — Und hat man nicht auch Beispiele, daß man den Verrath mit Ehrenzeichen, Geld und Gut belohnt, und der Glaubens- und Gewissensfreiheit Hohn spricht? — Das Feld der Schlichkeiten ist unendlich, und es könnte Dir daher nie an Stoff fehlen, solche zu geißeln und dadurch Dein Herzensgellüste zu befriedigen. Bleibst Du dabei in den unteren Schichten der Gesellschaft, so wird man Dich ruhig gewähren lassen; aber wehe Dir, wenn Du keinen Unterschied machst und Dich zugleich in die höheren versteigst und auch da das Unrecht zu geißeln wagst! — man wird Dir dann bald das Handwerk legen, wie man zu sagen pflegt. — Doch weg mit diesen traurigen Bildern. Ich lebe jetzt in der schönsten, reizendsten Gegend Deutschlands — in dem schönen Heidelberg und befinde mich so ziemlich wohl. . . . Als Neuigkeit muß ich Dir noch mittheilen, daß ich Turner bin — Turner mit Leib und Seele. Die Purzelbäume, die ich als Knabe geschlagen, die gymnastischen Uebungen mit unsers Nachbars Buben in der Scheune, das Klettern im Wald und Tragen von schweren Lasten Holz — das Alles zeigt jetzt seinen guten Einfluß auf mich und ich kann darum Uebungen ausführen, die mir ohne das Genannte gewiß nicht möglich wären. Unser Verein ist eine wahre Bildungsschule für Körper und Geist, und ich möchte wünschen, Du könntest den Donnerstags-Besprechungen nur einmal beiwohnen, um Dich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen. Es werden darin von Studenten und Nichtstudenten Vorträge

gehalten, sowohl über Politik als auch über sociale Verhältnisse. In jeder Versammlung wird ein Präsident gewählt, welcher den Fragelasten erschließt, die verschiedenen darin vorgefundnen Fragen der Gesellschaft vorlegt und die Debatte eröffnet. Man tauscht seine Ansichten gegenseitig aus, raucht sein Pfeifchen, trinkt ein Glas Bier dabei und singt nach geschlossener Debatte bis 11 Uhr Turnlieder, wo alsdann das Erscheinen der Polizei uns daran erinnert, daß wir in einem wohl-disciplinirten, wohlgeordneten Staate leben. . . .

Volkschullehrer.

In Nr. 42 der „Jeverländischen Nachrichten“ findet sich ein Aufsatz, mit G. F. Frerichs unterzeichnet, worin derselbe einen Satz aus dem Artikel des „Beobachters“ von 1846, Nr. 103: „Wanderungen durch die Zeit“ zu widerlegen sucht. Der Satz, welchen Herr F. widerlegen will, lautet: „Man klagt bei uns zu Lande, daß die Lehrer bei 80 bis 100 R schlecht besoldet seien.“

Herr F. giebt zu, daß dies eine schlechte Besoldung ist, erklärt jedoch die Angabe von dem geringen Gehalte, wie sie in dem Artikel des Beobachters hingestellt ist, für unrichtig; räumt aber gleich nachher ein, daß es Stellen von 80 bis 100 R giebt. Nach der Behauptung des Herrn F. sind dies aber nur solche Stellen, die der Verlichkeit und sonstiger Verhältnisse wegen eine Verheirathung des Lehrers nicht wohl zulassen.

Nun stellt Herr F. den neun und dreißig jeverischen Volkschullehrern ihre Dienstentnahme unter die Augen, ermanzelt auch nicht, ihnen vorzuführen, wie sie und alle ihre Amtsgenossen des ganzen Großherzogthums Oldenburg sich doch ungleich besser ständen, als viele Tausende ihrer armen Amtsbrüder in vielen andern deutschen Staaten. Hierin muß man dem Herrn F. vollkommen Recht geben, wie man auch nur den Fleiß loben kann, womit derselbe die Dienstentnahme der Schullehrer auf lauter Courant reducirt hat. Nach der speciellen Ausführung ihrer Dienstentnahme wird den Schullehrern nochmals zu Gemüthe geführt, wie viel schlechter die armen Schullehrer der andern deutschen Staaten sich ständen.

Nun aber kommt Herr F. mit der Hauptsache, welche gewiß den letzten Klage laut über schlechte Besoldung verstummen machen wird. Es heißt nämlich: „Nach der herzerweichenden Schilderung in Nr. 350 und 352 der Bremer Zeitung von 1846 und nach einem Berichte in dem Morgenblatte von 1844 sind die Schullehrer im Königreiche Hannover wahrhaft bejammernswerthe Kreaturen. Zehn Thaler jährlich ist am häufigsten ihr Gehalt, zwanzig Thaler bezeichnet schon eine gute Stelle und 75 Thaler ist das Höchste, was dieser oder jener Dorfschullehrer erhält. Die armen Lehrer wohnen von Monat zu Monat bei den Gemeindegliedern und haben bei ihnen einen sogenannten Reihentisch.“

Herr F. verdient den wärmsten Dank für die Theilnahme, die er für die Schullehrer des Königreichs

Hannover an den Tag legt. Ich sage ihm denselben im Namen aller der Lehrer, die er Kreaturen zu nennen beliebt, nebenbei auch für die sonstige Theilnahme, die er für die Lehrer empfindet; denn ich schließe aus den Ausdrücken, deren er sich bedient, daß die Noth der hannoverschen Schullehrer ihm tief, tief zu Herzen geht.

Der von Herrn F. angeführte Zeitungsartikel und die theilnahmenvollen Ausdrücke haben in mancher Brust viel Mitleiden mit diesen armen Geschöpfen erweckt, und Herr F. hat dadurch schon außerordentlich viel Gutes gestiftet. Doch irre ich nicht, sollten die aufgeschriebenen Zeitungsartikel des Herrn F. eine andere Wirkung hervorbringen: sie sollten die Klage über schlechte Befoldung der oldenburger Schullehrer widerlegen. Herr F. wird aber schwerlich einen Hungerigen dadurch satt machen, wenn er zu ihm sagt: „Sich mal den an, der ist noch viel hungrier als Du! — er wird trotz dem doch fortfahren über Hunger zu klagen. Oben so wenig wird Herr F. die Klagen über schlechte Befoldung der Schullehrer dadurch beschwichtigen, daß er ein paar alte Zeitungsartikel aufwärmt, worin die Noth Anderer mit krassen Farben geschildert ist. Ueberhaupt will mir scheinen, als ob eine solche Abfütterungsweise wenig Anklang fände.

Will's Herr F. nicht mal auf andere Weise versuchen?

M.

Sch.

Theater. — Concert.

Dienstag, den 30. Nov.: „Eine Schwester.“ Trauerspiel in 3 Acten von Hermann Koller. — Es werden mitunter Stücke aufgeführt, die wegen ihrer Zämmlichkeit ohne Gnade ausgepiffen zu werden verdienen; ein solches Stück aber war das heute hier gegebene — „Eine Schwester“ — nicht, denn es ist nicht so viel werth, seinethalben den Mund zu spitzen. Die Fantasie des Dichters — hin und wieder gerechtfertigt der Dialog dieses Prädicats — muß krank, todtkrank gewesen sein, da sie ein Sujet, wie in diesem Trauerspiele, so fortspinnen und zu solcher Entwicklung bringen konnte. — Anna (Mad. Blum), die Tochter des Stadtphysicus Stein (Herr Berninger), ist bei ihren Anverwandten auf dem Lande, sie ist die Braut des Secretair Schlang (Herr Palleske), liebt aber ihren Bräutigam nicht; dieser hat ihren Bruder, den sie seit vielen Jahren nicht gesehen, aus einer, ich glaube politischen, Gefangenschaft befreit und dafür ihre Hand verlangt, die sie ihm auch, ohne irgend einen Zwang von Seiten ihrer Eltern, aus purer Dankbarkeit zugesagt. — Nun aber hat der heillose Cupido einen jungen Menschen in ihre Nähe gebracht, der durch einen einzigen Blick ihr ganzes Wesen gefangen genommen und sie beinahe in ihrem Vorsatz wanckend gemacht hätte. Damit ihr nun die Dankbarkeit gegen den Befreier ihres Bruders nicht noch schwerer werde, faßt sie einen heroischen Entschluß, — sie will dem Fremden, diesem Zauberer, nicht zum zweitenmal begegnen; aber, o Himmel! in demselben Augenblick, als sie diesen schönen Entschluß gefaßt, tritt der junge Mensch

mit den melancholischen Zügen ihr vor die Augen — es ist um sie geschehen. Der junge Mensch — er nennt sich Leo (Herr Häser) — spricht einige schmeichelnde, rührende Worte zu ihr. — Lassen Sie mich! seufzt sie, indem sie sich entfernen will. Nein, himmlisches Wesen, ich lasse Dich nicht, ruft er — dann sagt sie wieder etwas und so holt ein Wort das andere, bis sich beide in den Armen liegen und sich ewige Liebe und Treue schwören. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Noch ein kurzes Wechselgespräch und sie erkennt in diesem Ideal von einem Liebhaber ihren so lange fern gewesenen Bruder und er in ihr seine Schwester. — Bruder! tönt es entsetzlich von ihren Lippen und zu gleicher Zeit von den seinigen: Schwester! — Damit ist der erste Act aus. — Der Vorhang fällt und der Zuschauer denkt: das wird eine schöne Comödie werden. — Im zweiten Act meinen wir, den geschlossenen Liebesbund zwischen Bruder und Schwester sich in Wohlgefallen aufgelöst zu sehen, aber proßt! — sie werden nur noch verpöchter aufeinander. Unter einer Eiche oder Linde haben sie den feierlichen Eid abgelegt, sich — wenn sie auch nicht ehelich verbunden werden können, doch ewig treu zu lieben — keine Macht soll sie trennen — kein Anderer soll ihr Herz bestgen. — Die Eltern, zu denen sie zurückgekehrt sind, erfahren von ihrer sträflichen Liebe und denken kopfschüttelnd auf ein Mittel, sie davon zu heilen — dieses ist auch bald gefunden. Der Herr Sohn soll eine Jugendgespielin heirathen und Fräulein Tochter ihren ersten Verlobten. Der Herr Sohn ist zuerst vernünftig und willigt ein, das Töchterlein widersteht sich Anfangs, doch als sie von der Untreue ihres Bruder Bräutigams hört, entschließt auch sie sich, aber nur scheinbar. Um einen Rückfall zu verhindern, wollen die Eltern, daß die Hochzeit sogleich vor sich gehe. Es werden Anstalten gemacht — die Gäste sind versammelt. — Die Braut hat die Gesellschaft verlassen — wir sehen sie in ihrem Schmucke vor uns. Sie ist aber keineswegs gewillt ihren Schwur zu brechen — auch ihr Bruder soll den seinigen nicht brechen. Sie zeigt uns ein Fläschchen mit Gift, davon giebt sie ein Weniges in zwei bereitstehende Weingläser und nöthigt nun ihren Bruder — den sie hierher beschieden hat, um ungestört Eins mit ihm zu trinken — Wein einzuschmecken — es geschieht. Sie stoßen an und nachdem sie getrunken haben, entdeckt die geliebte Schwester ihrem geliebten Bruder, daß sie beide Gift getrunken. Er macht bei dieser Entdeckung große Augen. Sie legt sich aufs Sofa und fängt an zu sterben — er sieht sich in die fatale Nothwendigkeit versetzt, ein Gleiches zu thun. Dann kommt der Vater — die Mutter kommt — es kommen Gäste — nicht aber — obgleich der Vater Arzt ist — um den mit dem Tode Ringenden beizuspringen, sondern um einige schöne Gruppen zu bilden, und dem Kampfe zuzusehen, bis endlich der Tod die beiden Liebenden unter hat. Dann ist die Geschichte aus. — Die Darstellung war im Ganzen ziemlich gut — ins Einzelne einzugehen halten wir nicht für nöthig, weil wir die Hoffnung hegen, daß das Stück hier nicht wieder zur Aufführung kommen



werde. — Hierauf: „Mary, Mary und Michel.“ Komische Oper in 1 Act von C. Blum. — Seltsamer Zufall! diese komische Oper wurde auch mit dem „Blauen Engel“ an einem Abend zusammen gegeben. Uebrigens wäre es nicht nöthig gewesen, auf dem Zettel zu sagen, komische Oper, denn daß eine Oper hier komisch ausfallen muß, wissen wir schon im Voraus. — Herr Grevenberg, der sogenannte Tenor, gab den Michel als zweites Debut. Wenn wir nach seinem ersten Auftreten von ihm sagten, er könne kühn mit den hier vorhandenen Singkräften in die Schranken treten, so haben wir damals eine zu große Meinung von ihm gehegt. Wenn unsere Operkräfte sich auch auf Null reduciren lassen, so haben wir doch heute gefunden, daß Herr Grevenberg noch mehrere Stufen tiefer steht. Wer ihm weiß gemacht hat, singen zu können, hat sich gewiß einen Spaß mit ihm erlaubt; denn daß er von einem richtigen Vortrag keine Idee hat, bewies er mehrfach, und wenn er nur einigermaßen Geschmac befäße, so würde er das — zwar sehr schöne aber seinem Character nach hier als Einlage sehr unpassende — einfache Liedchen von Rücken: „D wär ich doch des Mondes Licht“, nicht noch am Schlusse mit einigen näselnden Schnörkeln versehen haben. Was sein Spiel betrifft, so tritt es noch weit hinter seinen näselnden Gesang zurück. Ein solches Herumlaufen und Herumtanzen auf den Brettern, das sich oft — aus dem Theaterrahmen herausgehend — bis dicht an die Lampen erstreckend — einen Sprung ins Orchester fürchten ließ, kann wohl ein Lächeln erregen, aber nur ein mitleidiges. Hinsichtlich des Sprechens ist Herr Grevenberg dringend zu empfehlen, eine Bekanntschaft mit der Grammatik zu machen. — Mad. Dietrich war — besonders im Spiel — eine allerliebste Mary. — Herrn Häser II. (Max) merkte man wenigstens den tüchtig durchgebildeten Musiker an. Sein Vortrag im Gesang hat uns gefallen — nur schade, daß einige Consonanten bei der Aussprache sich ihm stets so widerständig zeigen. —

Donnerstag, den 2. Dec.: „Der galante Abbe.“ Lustspiel in 2 Acten. Nach dem Französischen von C. Cosmann. — Ein feines Lustspiel, das aber auch sein gespielt werden muß, wenn es gefallen soll. Wir glauben, die Rolle des jungen Theologen Claudius würde durch Herrn Häser I. wirksamer gegeben werden können, als es heute durch Herrn Blum geschah. Es fehlten Gemüths Ausdruck und Wahrheit. Fräulein Scholz (Scholastica) dagegen war unübertrefflich. — Hierauf: „Die Erholungsreise.“ Bekannte Farce, in welcher Herr Jenke I. als Conditor Adler sich wieder höchst ergötzlich machte, und Herr Blum als Heinicke gottvoll war. In dergleichen Rollen ist Herr Blum ganz an seinem Plage.

Freitag, den 3. Dec.: II. Abonnement-Concert im großen Casino-Saale. — Erster Theil: Duvertüre zur Oper „Semiramis“ von Gatal. — Concertino für Fagott von C. M. v. Weber, vorgetragen von Herrn Capellmeister Schmitt. — 15. Violin-

Concert von L. Spohr, vorgetragen vom Concertgeber (Herrn Hofcapellmeister Professor Pott). — Duvertüre zur Oper „Leonore“ (Nr. I.) von L. v. Beethoven. Zweiter Theil: Große Symphonie in e-mol von Niels Gade.

Die Duvertüre von Gatal, im grandiosen Styl geschrieben, war von mächtiger Wirkung und es ist dankbar anzuerkennen, wenn man dergleichen ältere Compositionen je zuweilen zu Gehör bringt. — Herr Capellmeister Schmitt überraschte durch einen schönen Ton und geschmackvollen Vortrag. — Das Violin-Concert von Spohr, so vollendet es auch vorgetragen wurde, wollte uns nicht recht ansprechen. Die neueren Compositionen Spohr's erscheinen uns überhaupt nur wie Auszüge aus seinen früheren Meisterschöpfungen, sie sind trocken und verrathen nur die Absicht, aber nicht die Kraft, etwas zu produciren. — Die Duvertüre zur Leonore ist bekannt. — Auf die Symphonie von Gade waren wir sehr gespannt, wir hatten eigentlich weit weniger erwartet, als wir fanden, und es ist uns kaum erinnerlich, jemals von einem größern Musikstücke bei der ersten Aufführung so durchdrungen zu sein, wie von dieser Symphonie. Welche effectvolle, wirksame Instrumentirung und — vorzüglich im zweiten und dritten Satz — welche Klarheit, welche Durchsichtigkeit. Der zweite Satz besonders mit seinen schwedischen Nationalklängen brachte eine ganz eigenthümliche Wirkung hervor. — Die Ausführung von Seiten des Orchesters war — einige Kleinigkeiten abgerechnet — sehr lobenswerth.

Sonntag, den 5. Dec.: „Marianne und Jeanette, oder: Die Heirath vor der Trommel.“ Vaudeville in 3 Acten, nach dem Französischen von W. Friedrich. Die Musik arrangirt von Stiegemann. — Herr Häser II. excellirte wieder als Tambourmajor Spartakus. Sein „Ist mir einerlei“ war von ungemein komischer Wirkung. Aber was sollen wir von dem Geschmac des Herrn Grevenberg sagen, der als Marquis de Montefr die, gewiß nur für Harfenistinnen componirte, schmierig sentimentale Krebs'sche Arie: „Liebend gedenk ich Dein“, nicht etwa sang, sondern näselte? Gehörte das daher? Wie kam denn der Herr Marquis überhaupt dazu, singen zu wollen? und wenn er es denn durchaus nicht lassen konnte, so hätte er etwas Passenderes wählen sollen. Herr Grevenberg wird noch tüchtig zu lernen haben, sowohl im Sprechen wie im Gehen und Singen, wenn er auf der Bühne auch nur geringen Ansprüchen genügen will. —

Der Beobachter.

Großherzogliches Hof-Theater.

Dienstag, den 7. Dec. (9. Vorst. der IV. Serie): Die Gefangenen der Ezarin. Lustspiel in 2 Aufzügen. Frei nach Bayard von W. Friedrich. — Die Wiener in Berlin. Liederpiel in 1 Act von Holtei.

Donnerstag, den 9. Decbr. (1. Vorst. der V. Serie): Die Advocaten. Schauspiel in 5 Acten.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 10. December 1847.

№ 99.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Die Damme'r Festlichkeiten vom 12. und 14. v. M. betreffend.

„Was Haß und Neid verzweifelt spricht,
Entehrt den Guten und Edlen nicht;
Der Ohnmacht Wort wird klanglos verwehnt,
Und die Wahrheit siegreich prangend bestehn.“

Zur richtigen Würdigung des Aufsatzes: „Zur Ergänzung“ in Nummer 96 dieser Blätter diene den geehrten auswärtigen Lesern zur Nachricht, daß der Verfasser desselben und seine paar ehrenwerthen Genossen schon seit länger, wie hier am Orte genugsam bekannt und sich jetzt unzweifelhaft herausgestellt, einigen Personen gegenüber mit einem schleichenden moralischen Gallenfieber behaftet sind, das durch die heftigen Aufregungen, welche die Festlichkeiten vom 12. und 14. v. M. in ihnen hervorgerufen, wie aus ihrem köstlichen Gemälde, das meisterhaft den Wolf im Schaafspelze verbirgt, klar zu sehen, — endlich zu einem längst ersehnten giftigen Ausbruche gekommen, wodurch ihr bedrängtes Herz wahrscheinlich erleichtert worden. Die Krise hat aber bei ihnen lauter Irreden zur Folge gehabt, und zwar solche, wie nach der Kenntniß ihrer Geistes- und Herzenskultur nur erwartet werden konnten. Phantasirende Fieberkranke offenbaren in der Regel dieselben Gedanken, womit sich ihre Seele in gesunden Tagen zumeist und am geheimsten beschäftigt. Durch diese psychologische Erfahrung, die sich wenigstens am starkgeistigen Ergänzer als richtig erwiesen, findet alles das, was derselbe von „glühendem Enthusiasmus“, „großer Geschäftigkeit“, „frommer Begeisterung“ und „Gedichtproben eigener Fabrik“ des Berichterstatters in Nr. 93 der diesjährigen Neuen Blätter (wenn die willkürliche Voraussetzung: der Verfasser der Festlieder und der Berichterstattung sei ein und dieselbe Person, überhaupt richtig wäre, was sie nicht ist); ferner albern über den Schützen-Commandanten,

wo der Ergänzer, der große Mensch, sich auf einer ordinairen Eifersucht ertappen läßt; vor allem aber geschmack- und würdevoll von dem „Festmarsch“ wigelt, — so sehr seine natürliche Erklärung, daß die nähere Beleuchtung dieser romantischen Redewendungen, die ein großes Talent zu Spelunken-Wigen verrathen, unbedenklich erlassen sein kann. Aus einer unreinen Duellle kann nur Schmutziges kommen, und das Reinste zu entwürdigen, ist des Bösen Herzens Trachten und Freude. — Dies ist der Schlüssel zum ganzen unsaubern Treiben, dessen wahre Urheber, nach der Lüge Art und um der allgemeinen Verachtung nicht am Pranger zu stehen, es nie wagen werden, öffentlich ihre Namen zu nennen. Sollten wir aber in dem oben Gesagten fehl gehen; sollte vielmehr der Verfasser der „Ergänzung“ und seine Genossen ihre geistreichen und noch mehr wahrhaftigen Worte mit Willensfreiheit beschlossen und niedergeschrieben haben, so bewiese das zu unserem Schmerze nur, daß sie, freilich auf einer niedrigeren Stufe, weil sie auf Gesittung großen Anspruch machen, ebenbürtige Brüder derer sind, die durch rohe Thaten der Faust dem guten Damme zum böstern einen unverdienten bösen Namen gemacht, für welche Weisheit und patriotische Ehrenbezeugung sie des Danks und der Hochachtung aller gutgestanten Damme'r Bürger, wie bereits von diesen öffentlich ausgesprochen, gewiß sind. Möglich auch, daß kleinlicher Neid, freistaatliche Freiheits-Schwindeleien und ein seit länger hier nicht gezeigter Hochmuth an dem feinen Verfahren großen Antheil haben. —

In dem, was der Ergänzer zuerst über den „Wagt“, „Pokal“ und „Auschuß“ sagt, wird der Geruch des Volkess gleich besonders bemerkbar. Es sind dies Worte, die von hoher Bildung und zartem Gefühle zeugen, und mit welchen er seinen Miteingefessenen eine

